

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 8

Artikel: Der Pfarrer und der Oberst
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Pfarrer und der Oberst

Von Fortunat Huber

Die nachfolgenden Texte sind der Erzählung «Glocken der Stadt X» entnommen, die nicht im Schweizer Spiegel, aber 1950 in einem Sammelbändchen, das jenen Titel trug, von unserem Verlag publiziert wurde. Zu jener Zeit stiessen sich fast alle Leute daran, dass Fortunat Huber angesichts des damaligen Zustroms zum Pfarramt und zur Kirche die Wiederkehr einer Zeit für wahrscheinlich hielt, da die Gotteshäuser leer stehen würden. Heute erscheint wohl den meisten von uns der Gedanke, dass auch eine Demokratie die Kirche eines Tages schliessen könnte, nicht mehr als ganz unreal. In Diktatorländern wie der DDR ist das ja fast Wirklichkeit, ohne dass es zu ernsthaftem Widerstand käme. Vor allem aber sehen wir mit dem zeitlichen Abstand besser, wie es jener dichterische Einfall Huber ermöglicht hat, sowohl damalige als auch frühere, heutige und künftige menschliche Tendenzen im und gegenüber dem christlichen Glauben trefflich und fesselnd darzustellen.

Ich persönlich halte — ich muss das bekennen, auch wenn mancher darüber lächeln sollte — diese grossartige Novelle für eine der besten mir bekannten Erzählungen der Weltliteratur. Ich habe mich daher entschlossen, sie im erneuerten Schweizer Spiegel Verlag für sich allein als Büchlein neu herauszugeben. Sie wird nun den Titel tragen, der angibt, was den Menschen — im allgemeinen und besonders in dieser Geschichte — immer wieder auf neue Weise zustösst: «Als das Unerwartete geschah». Der Untertitel gibt das «Szenario» an: «Die Geschichte von Pfarrer A. und der Schliessung der Kirchen unserer Stadt».

Daniel Roth

Die ersten Nachkriegsjahre waren von neuen Spannungen geladen, die mit Grund noch Schlimmeres befürchten liessen, als das Schlimmste, das die Menschheit bisher erfahren hatte. Da und dort waren Unruheherde des kalten Krieges bereits wieder in Flammen gestanden, als sich ein neues

vorläufiges Gleichgewicht im Spiel der Mächte abzuzeichnen schien. Darauf begannen auch jene Zeugen der schicksalsschweren Geschehnisse, die geglaubt hatten, diese nie mehr vergessen zu können, sich umzustellen.

Alle Welt schien es darauf abgesehen zu haben, so zu tun, als ob die Ereignisse der letzten Jahrzehnte nie gewesen wären. Auch jene, bei welchen sie selbst jetzt noch sichtbare Spuren hinterlassen hatten, verhüllten diese wie Wundmäler eines bösen Spuks.

Es ging ein grosses Aufatmen durch die Menschen. Die Lähmung der Geister wich einer überschäumenden Unternehmungslust. Es erwies sich, dass alle Erfindungen und Entdeckungen, die bis vor kurzem nur der Zerstörung gedient hatten, auch das Gegenteil vermögen. Unerwartet rasch bildete sich ein neuer Wohlstand, die Wissenschaft gedieh, die Künste blühten, der Fortschrittsglaube wucherte wie noch nie, vor allem aber wuchs das Selbstvertrauen der Menschen in den Menschen ins Ungemessene.

In den ersten Jahren nach dem Kriege 1914—1918 war ihm nahegelegt worden, sich für eine politische Richtung zu entscheiden. Sein Amtsbruder Pfarrer L. galt als Mann der Wohlhabenden. So waren die Vertreter der Linkspartei, die sich damals in beträchtlicher Zahl in die Kirchenpflegen wählen liessen, an Pfarrer A. herangetreten. Sie belehrten ihn, dass die Kirche zum Schutzwall einer veralteten Gesellschaftsordnung geworden sei, während es doch gewiss zur Bestimmung des Christentums gehöre, es mit den Armen und Entrechteten zu halten.

Wenn Pfarrer A. an die Besucher seiner Gottesdienste, der Bibelstunden oder gar an jene Leute dachte, mit denen er amtlich unter vier Augen zu tun hatte, so wollte ihm zwar scheinen, als ob die Kirche es auch bisher nicht gerade mit den Mächtigen dieser Welt gehalten habe. Aber dass für die Mühseligen und Beladenen selbst innerhalb der Kirche immer noch viel

zu wenig geschah, entsprach freilich auch seiner Meinung. Er war gerne bereit, sich zu prüfen, ob er gegen Willen und Wissen wirklich zu einem Werkzeug der grossen Geldsäcke und Kriegshetzer geworden sei. Er war nämlich vor allem auf die gewichtige Rolle aufmerksam gemacht worden, die ein reicher Fabrikant und ein alter Oberst in der Kirchenpflege spielten. Pfarrer A. nahm sich vor, den Äusserungen dieser Männer künftig mit Misstrauen zu begegnen. Ja, er hatte beide in ihrem Heim aufgesucht und von ihnen Auskünfte verlangt, die man keinem Menschen schuldig ist. Beide hatten sie ihm gegeben, ohne zu verstehen, was sie veranlasste, es zu tun.

Pfarrer A. war daraufhin zum Schluss gekommen, dass der Fabrikant und Oberst K. zwar durchaus als Stützen der bestehenden Gesellschaftsordnung zu betrachten seien, dass sie aber wohl nicht von der schlimmen Sorte seien, von der es selbstverständlich nur zu viele gebe. Auf jeden Fall war das Ergebnis gewesen, dass er den beiden Herren fortan statt ferner, näher gestanden hatte.

Der Fabrikant war zur Geldquelle für jene seiner Schützlinge geworden, zu deren Gunsten er andere nicht mehr anzugehen wagte. Dieser hatte, nach einigen Erfahrungen mit Pfarrer A., die einzige Bedingung gestellt, nie mehr zu erfahren, an wen das Geld verschleudert werde.

Beim Obersten stiess sich Pfarrer A. nach wie vor an der Form, in der dieser seine Meinungen vertrat, aber dem Sinne nach trafen sie sich merkwürdig mit seinen eigenen. Vor allem wenn diese Meinungen die letzten Fragen betrafen. Das ging soweit, dass Pfarrer A. manchmal in Versuchung kam, anzunehmen, der wahre Berufsoffizier und der rechte Geistliche wiesen eigentlich eine gewisse Verwandtschaft auf: Beide setzen sich für etwas ein, das ausserhalb des betriebsamen Lebens liegt, beide bringen es durch den Beruf kaum zu irdischem Gut, und von beiden hört und sieht man, ausser in Notzeiten, gerne möglichst wenig.